

«Und plötzlich gab es da all diese Rushdies»

Der Schriftsteller Salman Rushdie über seine Herkunft, seine Arbeit und die Kunst des Romans – ein beinahe unpolitisches Interview

Sieben Jahre nach Khomeinys Fatwa gegen Salman Rushdie für die «Satanische Verse» ist im Kindler Verlag Rushdies neuer Roman, «Des Mauren letzter Seufzer» («Weltwoche» 36/95), erschienen. Auch diese Veröffentlichung begleitet ein Lärm, der mit Literatur wenig zu tun hat. Mit der Figur Raman Fieldings, einem von Karikaturisten zum radikalen Lokalpolitiker mutierten Sadisten, spielt Rushdie in seinem Roman auf den in Bombay aktiven extremistischen Hindu-nationalisten Bal Thackeray an. Der Übername für Fielding bzw. Thackeray, «Maiduck» (englisch: «grösste Ente», Urdu und Hindi: «Kröte»), war Thackeray zu viel der Sattre: Er drohte jedem Buchhändler Bombays, der das Buch verkaufte, mit Vergeltung. Auch protestierte Sonja Gandhi, Witwe des früheren indischen Premierministers Rajiv Gandhi, weil der Roman gewisse Äusserungen über die Herrscherfamilie Gandhi-Nehru enthält. Im Westen meint Prinz Charles, es gehe nicht an, für die Leibwächter eines einzelnen Millionen auszugeben. Und ein paar britische Journalisten werfen Rushdie vor, er stifte um seines Ruhmes willen absichtlich Unfriede.

Weltwoche: Mit Ihrem neuen Roman schliessen Sie ein Romanquartett ab. Was verbindet die vier Romane?*

Rushdie: Ich nenne dieses Quartett das «Projekt der Herkunftsorte». Leute, die Schriftsteller werden, fühlen sich von einem bestimmten Stoff getrieben. Ob sie nun eine einfache Geschichte, etwas Schmerzvolles oder etwas Aufregendes zu erzählen haben, immer ist da eine Art stoffliches Gebilde, von dem sie ausgehen. Meistens hat das mit der eigenen Herkunft zu tun und damit, was einen zu dem Menschen gemacht hat, der man ist. Man versucht, dafür eine literarische Ausdrucksform zu finden. Bei mir ist das nicht anders. Wenn man wie ich mehrere heimatliche Wandlungen durchlebt hat, will man einfach darüber schreiben.

Weltwoche: Hatten Sie das Projekt von Anfang an als solches geplant?

Rushdie: Nein, diese Bücher haben ja keine gemeinsame Geschichte. Aber sie spielen innerhalb eines gemeinsamen Bogens, den man erst rückblickend erkennt. Natürlich wusste ich zum Beispiel, dass ich «Mitternachtskinder» aus meinen Erinnerungen an meine Kindheit in Bombay heraus schreiben wollte. Aber das war lange bevor mir klar wurde, wovon dieser Roman konkret handeln sollte.

Weltwoche: Im Gegensatz zu den drei späteren Romanen spielt dieser noch sehr nahe bei Ihrer eigenen Geschichte.

Rushdie: Ja, ich glaube, die Familie in «Mitternachtskinder» ähnelt dem Milieu nach meiner eigenen Familie mehr als alles andere, was ich geschrieben habe. Ich habe in dem Buch sehr bewusst eine fiktionale Version des Hauses angelegt, in welchem ich selber aufgewachsen bin, und der Sohn der Familie, Salim Sinai, geht zur selben Schule wie ich damals und so weiter. Salims und mein Weg trennen sich aber von dem Moment an, wo ich mit dreizehneinhalb Jahren Indien verlasse und Salim in Indien bleibt.

Um auf Ihre Frage von vorn zurückzukommen: Nach «Mitternachtskinder» schrieb ich «Scham und Schande», wo es um das Problem Pakistans geht, und danach «Die Satanischen Verse», die von Migration handeln und davon, welche Metamorphosen Migration auslösen kann. In meinem neuen Roman nun habe ich versucht, all dies – nennen wir es meine schriftstellerischen Erfahrungen – zu vereinen und zu den Quellen des ersten Stoffes zurückzukehren, aber anders aus ihnen zu schöpfen. Die ersten drei Romane haben es überhaupt erst ermöglicht, wie der neue Roman mit Themen und Figuren umgeht, auf welche Art von Humor er sich einlässt, seine Erzählebenen und die Sprache.

Weltwoche: Was schliessen Sie mit dem Quartett persönlich ab?

Rushdie: Ich muss mich nicht mehr um die Frage meiner Herkunft kümmern. Für mich behandeln meine Bücher diese Frage mehr oder weniger zufriedenstellend, und ich kann mich endlich in eine andere Richtung bewegen, von der ich allerdings noch nicht weiss, wo sie liegt.

Weltwoche: Über das zentrale Thema in Ihren ersten zwei Romanen haben Sie einmal gesagt, es ginge um die Frage des Verlusts und der Erinnerung. Welches von beiden war aus heutiger Erfahrung stärker?

Rushdie: Vor allem als ich «Mitternachtskinder» schrieb, aber auch bei «Scham und Schande», merkte ich, dass ich dabei war, etwas zurückzufordern, was verloren gegangen war. Ich lebte in England und hatte das Gefühl, mein anderes Ich in Indien drohe mir zu entgleiten. Ich musste also mit drastischen Mitteln etwas dagegen tun. Ich ging nach Indien und reiste lange im Land herum. Als ich Jahre später an «Mitternachtskinder» arbeitete, versuchte ich mich an meine Erlebnisse zu erinnern.

Weltwoche: Hatten Sie da eine bestimmte Technik?

Rushdie: Nicht wirklich. Ich sass an meinem Schreibtisch und erinnerte mich, sagen wir an ein paar Takte aus einem Popsong. Dieser Ausschnitt war wie ein Faden, der aus einem Knäuel herausragte. Ich zog daran und staunte, wieviel dabei herauskam. Ich hatte bis dahin nicht gewusst, wie gut mein Gedächtnis ist.

Weltwoche: Sie haben einmal gesagt, das Gedächtnis sei ein Zensur.

Rushdie: Ja, aber sehen Sie die Art und Weise, wie es zensuriert! Natürlich holt es, scheinbar willkürlich Erinnerungen hervor, während es andere in die Vergangenheit schiebt. Ich habe aber gelernt, diesem Auswahlverfahren zu vertrauen, denn ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich mich an Dinge dann erinnere, wenn sie für mich von Bedeutung sind. Wenn mein Kopf beispielsweise voll ist mit Texten aus Hindi-Liedern, sind sie interessant und wichtig für mich und vielleicht auch für einen Roman. Dinge hingegen, die ich vergesse, kümmern mich nicht.

Weltwoche: Wie arbeiten Sie Erinnerungen in Fiktion um?

Rushdie: Ein Erlebnis kann man nur selten genau so verwenden, wie es sich zugetragen hat. Der Unterschied zwischen einer Anekdote und einer Fiktion ist ja der, dass man ein Erlebnis wohl unter Freunden wirksam zum besten geben kann. Wenn man es aufschreibt, wirkt es aber statisch und uninteressant. Um es als geschriebene Geschichte interessant zu machen, muss man es sich

neu ausdenken. So ist es mir zum Beispiel bei meinem neuen Roman ergangen. Ihm liegt die wahre Geschichte von einem verlorenen Porträt meiner Mutter zugrunde. Vor mehr als zehn Jahren schrieb mir ein indischer Maler einen Brief, in dem er mir von diesem Gemälde erzählte. Mein Vater hatte diesen Maler angeheuert, um meine Mutter zu porträtieren. Das muss gewesen sein, als sie mit mir schwanger war. Mein Vater mochte das fertige Bild aber nicht und weigerte sich, es zu kaufen. Es stand dann eine Zeitlang unbeachtet in einem Atelier herum und wurde schliesslich übermalt. Ich erinnere mich, wie ich diesen Brief las und mir dachte, eine Geschichte erhalten zu haben, die es wert war, erzählt zu werden. Ich

«Politisch und künstlerisch geht es darum, stärker als die Drohungen zu sein»

versuchte also, die Geschichte authentisch niederzuschreiben, aber so war sie uninteressant. Als ich Jahre später aus ganz anderen Gründen die Romanfigur der Aurora da Gama (die Mutter des Erzählers im Roman; Anm. d. A.) erfand, kam es mir in den Sinn, dass die Geschichte vom Porträt meiner Mutter für den Roman sehr wertvoll sein könnte, weil es ja bei beiden um Schichten geht, um sichtbare und, verdeckte Wirklichkeiten.

Weltwoche: Die Geschichte stimmt beinahe genau mit jener im Buch überein.

Rushdie: Ja, aber in Wahrheit wird das Gemälde von einem anderen Künstler übermalt, während es im Buch der Maler, Vasco Miranda, selber macht.

Weltwoche: War dies der eigentliche Ausgangspunkt des Romans?

Rushdie: Es war eine der Quellen, ja. Aber wie ich schon gesagt habe, stammt die Idee für die Figur der Aurora aus einer Quelle, das Gemälde aus einer anderen. Als beide sich in meinem Kopf trafen, erhielt ich, wenn Sie so wollen, das Hauptmotiv für den Roman. – Ja, eigentlich hätte ich das Gefühl, dass in diesem Motiv genau das steckt, was mir nach 1989 passiert ist. Man hat mich mit Porträts von mir selbst übermalt, und plötzlich gab es all diese Rushdies, die herumgeisterten. Einige waren engelhaft, andere teuflisch, aber alle falsch.

Weltwoche: Aber jetzt scheint die Zeit gekommen, wo die vielen Schichten abfallen, und Sie tun ja auch einiges dafür.

Rushdie: Ja, denn ich glaube, diese Schichten haben nicht nur das Bild meiner Person entstellt, sondern auch meine Werke. Endlich fangen die Leute an, den Schriftsteller und vor allem seine Werke zu sehen.

Weltwoche: Dass sich das erst jetzt ändert, mag daran liegen, dass «Die Satanischen Verse» kein rein fiktionaler Roman ist, sondern stark an Wirklichkeiten anknüpft, auf die viele Muslime empfindlich reagiert haben. Vieles in dem Buch klingt wie: «Was, wenn der Prophet Mohammed...»

Rushdie: Ich habe nicht wirklich etwas über Muslime gesagt. Also, ich finde, ich behandle die meisten muslimischen Figuren in diesem Roman mit viel Sympathie. Aber wahrscheinlich wären die meisten Leute, die das Buch angegriffen haben, entweder keine geübten Romanleser und konnten

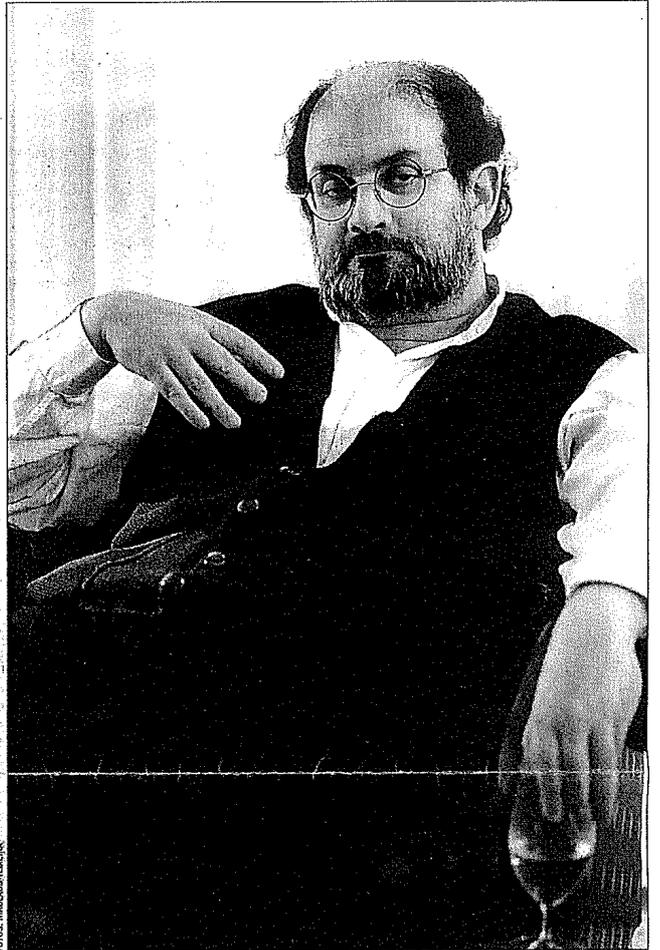


FOTO: MICHAEL TETTER

daher die grundsätzliche Abmachung zwischen Romanautor und Romanleser nicht akzeptieren oder sie scherten sich ganz einfach nicht um diese Abmachung und gedachten, anders mit der Sache umzugehen. Aber was ist denn ein Roman? – Ein Roman ist ein Text, von dem man eines sicher weiss: Seine Figuren gibt es nicht, und die Ereignisse haben sich nie ereignet. Also sagt Ihnen der Romanautor von Anfang an, dass Sie etwas lesen werden, was nicht wahr ist, sondern eine Lüge. Das Schöne an dieser Abmachung ist, dass sie erlaubt, andere Arten von Wahrheiten in den Vordergrund zu stellen: moralische, emotionelle, intellektuelle Wahrheiten oder, anders gesagt, die Wahrheiten der Fiktion.

Weltwoche: Seit ein, zwei Jahren zeigen Sie sich immer öfter in der, sagen wir nichtfiktionalen Welt. Sie besuchen Rockkonzerte, Filmpremieren, Kunstgalerien...

Rushdie: Wie bitte?

Weltwoche: Das ist doch hinlänglich bekannt.

Rushdie: Oh, O.K., klar... Ja, ich esse in Restaurants, gehe ins Kino und so weiter.

Weltwoche: Wie stark werden Sie da noch bewacht?

Rushdie: Es sind immer ein paar Polizeibeamte dabei, aber keine Armee. Ich habe schon immer zu Journalisten gesagt, wenn ich nicht davon rede, heisse es nicht, dass ich all dies nicht mache.

Weltwoche: Vielleicht wäre es gut, davon zu reden. Es könnte helfen, das falsche Bild zu korrigieren.

Rushdie: Soeben habe ich es ja getan. Und wie Sie selber gesagt haben, ist es gar kein Geheimnis. Fände dieses Gespräch in England statt, würden es Ihnen Ihre britischen Kollegen bestätigen. Aber es geht ja gar nicht darum, ob ich ins Kino gehen kann oder nicht. Vielmehr geht es politisch und künstlerisch darum, stärker als die Drohungen zu sein. Aber nochmals: Ja, es ist wahr

und sehr schön, dass ich ins Theater oder an die Vermeer-Ausstellung in Washington gehen kann.

Also, über den Fall «Satanische Verse» ist nun wirklich alles gesagt worden. Ich will nun anfügen, dass ich auch von Muslimen schon immer sehr positive Leserbriefe erhalten habe. Das Buch wird allmählich wieder zu Literatur, es verschwindet von den Zeitungsseiten und kehrt zurück auf die Buchseiten.

Weltwoche: Können wir also zurück zum Literarischen.

Rushdie: Ja, gerne.

Weltwoche: Milan Kundera hat einmal geschrieben, dass das Typische an Ihrem Romanstil die Koexistenz verschiedener historischer Zeiten ist. Wozu dient Ihnen dieses Stilmittel in Ihrem neuen Roman?

Rushdie: Da gibt es zwei verschiedene Universen: das Universum vom Spanien des fünfzehnten Jahrhunderts und jenes vom Indien des zwanzigsten Jahrhunderts. Man möchte zunächst meinen, sie hätten nicht viel miteinander zu tun. Aber sie stellen ziemlich gut dar, was im Handlungszeitraum des Buches geschieht. Die Mischkultur, die durch fundamentalistische Angriffe auseinandergerissen wird, gibt es im maurischen fünfzehnten Jahrhundert ebenso wie heute tragischerweise in Indien.

Weltwoche: Obwohl Sie es in Interviews immer wieder abstreiten, reden Sie in diesem Roman also doch über den Extremisten Bal Thackeray.

Rushdie: Natürlich tu' ich das, was könnte ich anders, wenn ich über Bombay schreibe. Aber wenn ich nur über ihn hätte schreiben wollen, hätte ich die entsprechende Figur nicht Raman Fielding, sondern Bal Thackeray genannt. Die Figur heisst aber Raman Fielding, weil sie aus mehreren wirklichen Persönlichkeiten besteht, inklusive Bal Thackeray. Aber auch Vladimir Schirinowski hat dazu Material geliefert, und der



Wassern Hussain traf Salman Rushdie am 28. Februar in München zu einem Exklusiv-Interview. Es war der ausdrückliche Wunsch Rushdies, nicht über sich als politische Person zu sprechen, da er endlich eine echte literarische Auseinandersetzung mit seinen Werken will.

→ ist kein Inder. Das Problem des radikalen, extremistischen Nationalismus ist schliesslich kein rein indisches Problem.

Weltwoche: Welches Verhältnis haben Sie zu Ihren Romanfiguren?

Rushdie: Mich interessiert das Arbeiten mit Romanfiguren sehr. Wenn ich sie sorgfältig genug aufbaue, lösen sie oft viele Probleme für mich. Zum Beispiel hatte ich grosse Schwierigkeiten, das zentrale Gemälde im neuen Buch zu beschreiben, bis ich es einfach von Aurora malen liess. Es war genauomen aus Auroras Idee, den Fall und Zerfall Granadas als Metapher für das heutige Indien zu verwenden. Und eigentlich war es sie, die die zwei Universen ineinander verschmolzen hat. Sie wollte mit ihrem Bild zeigen, wie sehr die beiden Welten sich ähnlich sind. Ja, so kann ich Ihre Frage von vornhin beantworten: Aurora lieferte mir den Ausgangspunkt für meine Fiktion.

Weltwoche: In «Scham und Schande» machen Sie eine ähnliche Erfahrung: Die Figur des General Raza Hyder, eine Karikatur des früheren pakistanischen Militärdiktators Zia ul-Haq, nimmt ein Eigenleben an und will aus Pakistan fliehen. Sie aber wollen das nicht und «ötens» ihn. – Romanfiguren, die sich ihrer Kontrolle entziehen, scheinen Sie immer wieder zu erflehen.

Rushdie: Wenn wir so darüber reden, ist es mehr, um die Fiktion etwas überspitzt darzustellen, und ich glaube, es ist nichts Ungewöhnliches, dass Romanfiguren ihren Autoren manchmal mehrere Wege aufzeigen. Aber es stimmt, es kommt vor, dass ich plötzlich sehe, wie sich eine Figur in eine bestimmte Richtung entwickelt. Das kann so stark sein, dass es mir so vorkommt, als würde die Figur selber dorthin drängen. Im ersten Kapitel meines neuen Romans gibt es auch so eine Stelle: Der soeben erwähnte Aires da Gama zieht das Hochzeitskleid seiner Braut an und schleicht durch die Hintertür zu seinem Geliebten davon: Ich wusste, dass er die Hochzeitsnacht nicht mit seiner Frau, sondern mit seinem Liebhaber verbringen würde, aber hatte noch nicht verstanden, dass er auf dem Weg nach draussen ins Hochzeitskleid schlüpfen würde.

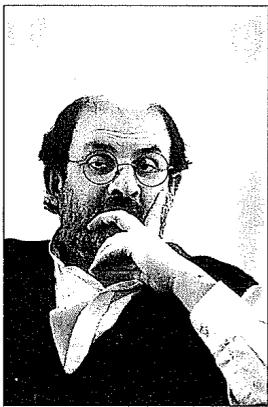


FOTO: NIKOLAUS TEJERA

Weltwoche: Wann haben Sie es gemerkt?

Rushdie: Gerade, als ich die Szene schrieb. Mich hat es natürlich sehr amüsiert, dass der Text mir einen Vorschlag gemacht hat.

Weltwoche: Sie lassen sich beim Schreiben gerne von Zufällen leiten?

Rushdie: Eigentlich plane ich meine Romane immer sehr sorgfältig, ich verwende viel Zeit darauf, die Architektur des Romans festzulegen. Aber ich mag das Gefühl, dass in dem Roman Dinge geschehen könnten, die ich nicht vorhersehe.

Weltwoche: Es wird oft kritisiert, dass Sie Ihre Figuren nur rudimentär beschreiben.

Rushdie: So!

Weltwoche: Ja, ich finde auch, dass Sie die Charaktere durch deren Handlungen erklären und nicht durch deren seelisches Innenleben.

Rushdie: Wissen Sie, damit bin ich nun überhaupt nicht einverstanden. Ich gebe mir doch recht viel Mühe, meine Figuren genau zu beschreiben. Aber ich habe da eine vielleicht etwas unkonventionelle Art. In unserem Jahrhundert haben wir auf vielerlei Weise gelernt, dass wir nicht annähernd so geradlinig sind, wie wir uns gerne sehen. Eigentlich steckt in jedem von

uns eine Vielzahl von Personen mit einer Vielzahl von Verhaltensweisen. Ihrem Chef gegenüber verhalten Sie sich beispielsweise anders als gegenüber Ihrem Kind. Und mit der Zeit verändern sich unsere Verhaltensweisen radikal, mit zwanzig ist

«Ich war sehr in Sorge, ich wollte auf keinen Fall eine Art <Fatwa-Buch> schreiben»

man ganz anders als mit sechzig. Dennoch ist die Summe dieser Verhaltensweisen Ihr Charakter, auch wenn dies oft in sich widersprüchlich ist. Ich wollte immer aus dieser Sicht der Veränderbarkeit des Charakters schreiben.

In meinem neuen Roman sind es zum Beispiel Abraham Zogoiby und Vasco Miranda, die sehr grosse Veränderungen durchleben. Ich wollte zeigen, wie es dazu kommen kann. Für mich sind das sehr glaubwürdige und kohärente Entwicklungen, denn hinter der Verwandlung der beiden Männer steckt die beiden versagte Liebe Auroras.

Weltwoche: Überhaupt scheinen Frauen in Ihren Romanen stärker zu sein als Männer.

Rushdie: Ich habe nun einmal schon immer sehr starke Frauen gekannt, und es macht mir mehr Spass, über starke Persönlichkeiten zu schreiben als über schwache. Während Abraham mit dunklen Geschäften Geld scheffelt, ansonsten aber nicht viel macht, engagiert sich Aurora für die unterschiedlichsten Dinge, das ist viel spannender.

Weltwoche: Der Mythos von «Mutter Indien» impliziert ja auch, dass das Weibliche stärker sei als das Männliche.

Rushdie: Natürlich ist es übertrieben zu behaupten, die typisch indische Frau sei so. Aber so ist sie eben...

Weltwoche: Sie arbeiten allgegenwärtig viel mit Mythen und Metaphern. Wozu dienen sie Ihnen gütlich?

Rushdie: Je länger, je mehr glaube ich, dass

die Mythologie eine unerschöpfliche Quelle für Geschichten ist. Ich habe dies einmal das «Meer der Geschichten»** genannt. Darum lese ich auch viele Mythologien. In meinen Romanen versuche ich immer, Metaphern aufzubauen, anhand derer die Welten in den Büchern verständlich werden. In «Des Mauren letzter Seutzer» etwa ist es das beschleunigte Leben der Hauptfigur, welches zur Geschwindigkeit des Buches parallel verläuft. Das Buch wirkt daher zu schnell geschrieben. Bei all dem Erzählstoff hätte es locker tausend Seiten umfassen können.

Weltwoche: ...was Ihren Roman über viele Strecken schwer lesbar gemacht hat.

Rushdie: Ich wollte eine Qualität der Dringlichkeit drin haben. Ich wollte dem Leser sagen, dass uns allen vielleicht die Zeit ausgeht, ich wollte darauf hinweisen, dass jeder Augenblick im Leben wertvoll ist. Ich wollte damit an unsere Sterblichkeit erinnern.

Weltwoche: Interessiert Sie, was die Leute über Ihre Bücher denken?

Rushdie: Es kommt darauf an, wen man fragt.

Weltwoche: Ich meine natürlich jene Leute, die Ihre Bücher gelesen haben.

Rushdie: Wie die meisten Schriftsteller höre auch ich gerne eine klare Meinung. Ich denke, dass jene Leute, die meine Werke mögen, sie sehr mögen, und dass jene, die sie nicht mögen, sie überhaupt nicht mögen. Und das ist O.K., besser als lauwarmer Kritik.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie selber die Kritiken auf Ihren neuen Roman?

Rushdie: Allgemein wurde er überall sehr gut aufgenommen. Die Leser in Bombay haben die Geschichte so erlebt, als spielte sie in ihrer unmittelbaren Nähe und Gegenwart. Es wäre mir sehr peinlich gewesen, wenn mir meine Freunde in Bombay gesagt hätten: «Hör zu, Salman, es mag früher einmal so gewesen sein, aber heute ist es anders.» Dass sie das nicht gesagt, sondern das Buch mit viel Freude aufgenommen haben, hat mich tief befriedigt. Ich glaube, es war die beste Aufwaktme meines Lebens. Und irgendwie wirkt es auf mich

heilend, es hilft, die Probleme der Vergangenheit zu überwinden.

Weltwoche: Sie wirken auch ausgesprochen entspannt.

Rushdie: Ich fühle mich gut, danke.

Weltwoche: > Also zurück zum «normalen» Leben?

Rushdie: Nein, das nicht. Um mich herum hat es immer noch viele Schutzmassnahmen. Sie haben draussen vor dem Zimmer und unten in der Hotelhalle sicher die Polizeibeamten bemerkt.

Weltwoche: Aber Sie tun einiges dafür, um in einen «normalen» Alltag zurückzukehren.

Rushdie: Klar, aber oft ist der Kampf mit der ausgedehnten Sicherheit grösser als derjenige mit dem eigentlichen Problem. Andererseits ist es schon sehr wichtig, dass «Die Satansischen Verse» verteidigt wurden und weiterhin erhältlich ist. Es ist wichtig, dass die Leute den Roman ernsthaft lesen und ebenso ernsthaft sich mit ihm befassen.

Es ist aber genauso wichtig zu zeigen, dass ich immer noch hier bin, und das kann ich am besten, indem ich schreibe.

Weltwoche: Wie hat das iranische Todesurteil Ihre Arbeitsweise beeinflusst?

Rushdie: Ich war sehr in Sorge, als ich den neuen Roman geschrieben habe, ich wollte auf keinen Fall eine Art «Fatwa-Buch» schreiben. Das neue Buch war zu zwei Seiten sehr gefährdet: Es hätte entweder zaghaft und schlichteren oder voll bitteren Zorns und Rachelust werden können. Beides wäre eine grosse Katastrophe gewesen, denn so wären die Angriffe auf mich erfolgreich gewesen, der Schriftsteller Rushdie wäre heute tot.

Ich wollte es auf keinen Fall zulassen, dass sich meine Arbeit durch die Ereignisse um die Fatwa definieren lässt, sondern durch das, was mich schon immer interessiert hat. Und sie sollte mir erlauben, weiter jenen Weg zu gehen, den ich eingeschlagen habe. Ich glaube, das ist die beste Antwort, die ich geben kann.

INTERVIEW: WASEEM HUSSAIN

** «Mitternachtskinder» (1980), «Scham und Schande» (1983), «Die Satansischen Verse» (1988), «Des Mauren letzter Seutzer» (1993)

** «Horns und das Meer der Geschichten» (Erzählung, 1990)